

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 22 (1936)
Heft: 14: Krisis

Artikel: Mittelschule, Krise und Ferien
Autor: Würth, B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-537204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mittelschule

Mittelschule, Krise und Ferien

Die Zusammenstellung erscheint paradox. Aber sie ist in der Sache begründet. Trotz aller Beziehung auf die Gegenwart muss die Schule doch vor allem „Zeitloses“ vermitteln: sei es nun die Regeln der Grammatik oder die Lehrsätze der Mathematik. Und das Tagesleben kann in diese Gefilde nur etwa so hereinragen, wie Nachbars Kirschbaum in den eigenen Gemüsegarten. Zudem wohnen die meisten unserer Mittelschüler in Internaten; und das Gitter oder die Mauer um das Kollegium oder Institut hält nicht bloss alles ab, was das fleissige, konzentrierte Studium stören könnte; auch manches für die Geistes- und Willensbildung Wertvolle muss draussen bleiben. Da müssen die Ferien einsetzen. Die haben für Interne nicht bloss den Sinn „Abspannung“, sondern „Ergänzung der notwendig beschränkten und gehemmten Internatserziehung“. —

Ich finde wohl wenig Zustimmung, wenn ich behaupte: „Unter den Stätten, wo man die Krise am wenigsten spürt, sind unsere Internate“. Gewiss, das gilt nicht von den Oekonomen, welche oft lange warten müssen, bis das Geld hereinkommt. Es gibt auch wohl Schüler, denen von Zeit zu Zeit ein Brief von daheim die herbe Sorge der Eltern verrät. Aber im allgemeinen leben die Internen sorglos und denken recht platonisch von der Krise. — Darum sollte, meines Erachtens, gerade hier die Ferienarbeit zielbewusst und fast rücksichtslos einsetzen. Die Gegenwartskrise ist doch wohl ein so wichtiger und wertvoller Erziehungs- und Bildungsfaktor, dass man die jungen Leute, Jungmänner und Töchter, nicht weichlich davor verschonen darf. Es wäre ja wünschenswert, dass, wie in der sexuellen Auf-

klärung, die Eltern selbst die Kinder in dieses Gebiet einführen. Doch die wenigsten werden es können, weil sie nicht über der Krise stehen, sondern mitten drin. Aber der Mittelschullehrer könnte es versuchen, den jungen Leuten einige Anregungen zu geben; dann mögen sie sich selber den Weg suchen.

Man betrachtet die Krise meist als eine wirtschaftliche oder soziale oder kulturelle Erscheinung. Dürfte man sie nicht mit ebensoviel Recht als etwas Seelisches auffassen? Wir tragen in uns ein Traumbild, das zusammengestückt ist aus schönen Einzelzügen, die wir einst erlebten oder von denen wir einst hörten. Es ist aus der Vergangenheit herausgewachsen. Wir haben uns hineinvergafft in das, was wir einst als angenehm, lieb, wertvoll gefunden haben; an dem klebt unsere Seele. Aber die Entwicklung hat unserem Wunschbild den starken Boden weggeschwemmt. Es hängt tatsächlich in der Luft und kann mit den veränderten Mitteln nicht mehr verwirklicht werden. Unsere Seele klammert sich an einem Wohlsein in einem Lebensstandard, wie er heutzutage nicht mehr möglich ist. Und weil die Seele gleichsam verzaubert ist von dem, was früher Lebensart und „Lebensglück“ hiess, sieht sie nicht mehr, die unscheinbaren Ansätze, welche die tatsächlichen Verhältnisse bieten für eine relativ befriedigende Lebensgestaltung.

— Es gilt also, den Bann des „überholten Wunschbildes“ zu lösen und den Blick wieder voll und frei und kühn auf die veränderte Lage und ihre ungehobenen Schätze zu richten.

Vielleicht muss man noch ein anderes Moment fester ins Auge fassen. Viel Schuld

an der Krise trägt sicher das Streben der untern Stände, höher hinaufzukommen. Man ist mit der niedern Stellung nicht zufrieden. Man will um jeden Preis die Kinder in eine sogenannte höhere Gesellschaftsschicht hineinbringen. Ob die Talente dazu ausreichen, das ist gleichgültig, wenn nur der Geldsack des Vaters gross genug ist und die liebe Mutter eine kräftige Protektion erreden kann. So kommen dann Leute in die gebildeten und führenden Kreise, die nur die materiellen Vorteile erstreben ohne ehrliche Bemühung, auch den Pflichten gerecht zu werden. Schein, nicht Sein, das ist die Lösung, der man im Leben tatsächlich folgt, wenn man auch in Worten sie entrüstet ablehnt. — Zum Strebertum kommt die Genussfreude. Man will es schön, bequem, angenehm haben. Die Arbeit hat scheinbar nur die Aufgabe, die notwendigen Voraussetzungen zu schaffen, um das Leben „schön“ zu gestalten. Die Arbeit ist Mittel, das schöne Leben Zweck. Dass solche Grundsätze tatsächlich gelten, gesteht niemand. Aber erregt es nicht Widerspruch, wenn man die Forderung hört: Die Berufsarbeit — Arbeit im weitesten Sinn genommen als williges, tätiges Hingegebensein an die Berufspflichten — Berufsarbeit ist Lebenszweck; alles Angenehme und Schöne hat nur soviel Recht, als es die Berufsarbeit fördert, erleichtert. Und die Berufsarbeit selbst sollte eine der edelsten Freuden sein, trotzdem sie vielleicht einst wider Lust übernommen wurde; ein offenes, gläubiges Auge entdeckt in jeder Arbeit Gottes Willen, eine schwache Nachahmung von Gottes eigener Tätigkeit, einen Umgang mit Gottes Geschöpfen. Nur darauf kommt es ja an, dass man alles tut in der gnadenhaften Vereinigung mit Gott: im Stande der Gnade und mit dem Gedanken, in der Gnade und Gottähnlichkeit zu wachsen.

So ginge denn die Krise zurück — zum Teil wenigstens — auf das Streben nach

weltlichem Glanz und irdischer Ehre, nach schönem Leben und reichlichem Genuss. Man will den Himmel auf Erden. Und man entwürdigt die Arbeit zu einer Sklavin des „schönen Lebens“. Beides ist antichristlich und bringt nur Unsegen. Christus stieg während seines irdischen Lebens hinunter, nicht hinauf. Er wählte frei den Stand der Armen und Arbeiter; wir lesen nirgends im Evangelium, dass er in den höheren Kreisen festen Fuss fassen wollte. Im Gegenteil, das Kreuz kennzeichnet ihn als „den Letzten der Menschen“. Dieses sein „Streben nach unten“ ist also doch wohl das Wahre, Vorbildliche, Erlösende und Befreiente — auch in der heutigen Krise! Und sein Vorbild darf nicht bloss ein Trostmotiv sein für die Niedern, die nicht hochkommen können; es muss auch ein Ansporn sein für jene, die steigen könnten, dass sie trotzdem in Niedrigkeit bleiben. — Und Christi Leben war ein restloses Aufgehen im Beruf, den sein Vater ihm übertragen. Dass er nach einem schönen Leben trachtete und dafür arbeitete, sagt weder Schrift noch Tradition. Und seine Apostel scheinen es nicht anders gehalten zu haben. Darum lag Segen auf ihrem Wirken, trotzdem sie die Früchte nicht reif sahen. — Und weil wir es anders halten, deshalb der Unsegen, die sogenannte Krise.

Und zu dieser Krisendiagnose das Rezept!

Zunächst einige Gedanken für die Schule!

Wenn wirklich die Krise deshalb besonders schmerzt, weil die Seele auf ein Traumbild eingeschworen ist, das sie nicht mehr verwirklichen kann — dann sollte man die jungen Seelen von solchen falschen „Ideen“ befreien. Gerade den Gymnasiasten sollte der Sinn und das Verständnis erschlossen werden dafür, dass die wirtschaftlichen und sozialen Lebensformen sehr zeitbedingt sind, dass es auch in Kunst und Wissenschaft Wandel und Entwicklung gibt. Gewiss, in den untern Klassen muss alle Ener-

gie darauf verwendet werden, das Regelmässige einzubläuen. Aber in den oberen Klassen dürfte man doch wohl gelegentlich darauf hinweisen, dass in Wissenschaft und Leben — nicht in Glaube und Offenbarung!! — vieles relativ und zeitbedingt ist. Einige Gedanken dazu! In den Sprachfächern lässt sich immer wieder daran, dass die Sprachformen sich wandeln. Die Regeln der deutschen Rechtschreibung z. B. ändern sich fast unmerklich: der Vergleich eines ältern und des neuesten Dudens beweist es augenscheinlich. Auch der Vergleich einer Erstausgabe von Goethe oder Schiller mit einem modernen Neudruck. — Die Geschichte kann leicht daran, wie die sogenannte „Kultur“ einer Periode abhängig war von gewissen Voraussetzungen. Weil diese sich änderten, wurde auch die „Kultur“ anders. Und gerade das war die Leistung der Ahnen, dass sie der Entwicklung folgten und nicht sentimental am überholten Alten klebten.

Das wäre das Erste: die jungen Leute nicht in den Bann eines Ideals legen, das zu sehr von der Vergangenheit bestimmt ist.

Und das Zweite wäre: den jungen Leuten die Augen öffnen für die tatsächlichen Verhältnisse, die sie umgeben. Also beobachten lehren! Ja, auch kritisieren! Ich bin nämlich der häretischen Ansicht, man könne das leidige Kritisieren der Jungen nicht dadurch aus der Welt schaffen, dass man dagegen wettert oder es verbietet, sondern dass man sie kritisieren, richtig Kritik üben lehrt! Sie sollen ihre Augen aufmachen für alles in Gotteswelt und im Menschenleben. Und die Schule sollte ihnen dann helfen, das Entdeckte zu beurteilen, im Lichte einer gereiften Erkenntnis und in der Wärme einer geläuterten Liebe zu Dingen und Menschen. Also die Jungen lösen und befreien aus dem Bann der Bücher — der Lehrbücher wie der Romane! — und sie ihrer konkreten Umwelt näher bringen.

Das kann schon im Schulbetrieb geschehen; ausgiebigere Gelegenheit bieten allerdings die Ferien.

Besonders zähe muss dagegen die Schule daran arbeiten, die christliche Auffassung von Hoch und Nieder, von Arbeit und „schönem Leben“ in die Seelen einzupflanzen. Das muss die katholische, die christliche Schule tun, denn die ganze moderne Welt mit ihren Propagandamitteln (Presse, Kino, Radio usw.) predigt das Lob der Hochgestellten und der „Glücklichen“. Und dieser Geist ist wie die Luft, die wir einatmen; er dringt auch in die christlichen Familien, auch in die Klöster. Dem gegenüber sollte die christliche Schule die christliche Auffassung klar und blank darlegen. Nicht bloss darlegen, sondern davon überzeugen, aber wirklich überzeugen! Dazu muss der Lehrer selbst aus diesem Glauben leben; sonst dringen diese Gedanken nicht ein. Und nicht bloss überzeugen, sondern für diese Auffassung auch den Willen gewinnen und das Herz und Gemüt, dass man diese Wahrheit nicht bloss als wahr erkennt, sondern auch anerkennt und befolgt. — Das geht nicht mit der einen oder andern Exhortation in der Schule oder von der Kanzel herab. Diese Auffassungen sollten den ganzen Unterricht und die Erziehung durchziehen und eigentlich b e s e e l e n. — Und die Ferien sollten gleichsam nur eine Probezeit sein, um die erkannte und immer tiefer erfasste Wahrheit und den fest gehämmerten Vorsatz zu bewähren.

* * *

Also nun zum eigentlichen Thema: Mittelschule, Krise und Ferien!

Da bieten zunächst die Jahreszeugnisse eine Gelegenheit zu ernster Selbstprüfung. Sind die Noten derart, dass ein weiteres Studium berechtigt ist? Ich weiss, wie gutmeinende Berater auch schwächstbegabten Schülern immer wieder Mut machen; als ob jeder, nur weil er will, ein Recht hätte zum Studium, selbst wenn der Herrgott ihm

deutlich die notwendigen Talente fürs Studium versagt hat. Und die „Freunde“ denken nicht daran, dass solche Schüler ein Hemmschuh sind, dass sie den mittelmässig und gutbegabten Schülern die Schule verleiden; dass sie sehr oft mit ihrer Unzufriedenheit die Schaffensfreude der ganzen Klasse untergraben; dass gerade diese Elemente in Genuss und Vergnügen eine ungebührliche Entspannung suchen von den „Leiden“ der Schule. Müssen nicht sehr oft ganz schwach Begabte am meisten den Opferwillen der Eigenen, vielleicht sogar fremder Leute in Anspruch nehmen? Und erreichen schliesslich doch nicht das Ziel, für das sie kollektierten! Also Auswertung der Zeugnisse im Dienste der Krisenbekämpfung!

Aber auch jene, die ein schneidiges Zeugnis präsentieren können, müssen sich unbedingt bewusst werden, dass sie diese Noten nicht nur ihrem Fleiss und der Tüchtigkeit der Lehrer, sondern auch der Opfergesinnung der Angehörigen danken. Dafür braucht es heutzutage hellsichtigere Augen. Junge und Mädchen müssen sich einmal Rechenschaft davon geben: Wie bringen die daheim jedes Jahr die 1000 bis 1200 Franken für mich auf? Was muss Vater und Bruder oder Schwester arbeiten, damit die Summe zustandekommt? Wie lange geht es, bis die Mutter die grosse Summe von den andern Ausgaben ab-kalkuliert hat? Bitte, einmal die Augen aufmachen! Warum hat wohl der Vater kein neues Kleid gekauft, trotzdem es notwendig wäre? Und die Mutter sieht so schlecht aus, ist auch so nervös! Warum erlaubt sie sich denn keine Ferien? Und von der Schwester sagte der Arzt schon lange, das Mädchen sei überarbeitet. Warum wohl? Und der Bruder hätte ja auch schon lange heiraten wollen. Warum lässt ihn der Vater denn nicht? — Also eine unerlässliche Untersuchung für die Ferien: Wie bringt man das Geld auf für mein Studium?

Und dann die Gewissensfrage: Sind meine Leistungen dieser Opfer wert? Muss ich nicht mehr herausholen aus meinen Talenten? Kann ich mich nicht mehr einschränken?

Der Gewissenserforschung muss die Tat folgen. Freiwillige Beschränkung! Wieder muss ich zwei ketzerische Ansichten vorlegen.

Der moderne Ferienbetrieb scheint auch dazu angelegt, die jungen Leute der Familie zu entfremden, statt sie, nach den Monaten des Internatlebens, wieder zur Familie zurückzuführen. Ich will die Veranstaltungen nicht aufführen, welche die Studenten für Wochen wieder aus der Familie herauslocken. Die Eltern mögen ja oft froh sein, wenn der Junge wieder etwas fort ist. Aber fordern solche Ferienveranstaltungen nicht neue Opfer und Auslagen, die man kaum noch aus dem eingeschränkten Budget herausholen kann? Und ist dieses Unbehagen der Jungen zuhause nicht ein Mangel in der Erziehung? Sie wissen sich nicht selbst zu beschäftigen, nützlich und erfreulich! Das können sie nur auf Kommando, in einer Herde? Und sie verstehen es nicht, den Angehörigen das Zusammenleben angenehmer zu machen. Nur in ihrem Kreise finden sie Anschluss, können sie froh und aufgeräumt sein. Zum ungebildeten Vater finden sie keine Brücke, und mit dem handwerkenden Bruder will kein rechtes Gespräch zustandekommen. Das ist ein Mangel, der zwar gern verbunden ist mit „höherer Bildung“; aber das Internatsleben verschärft ihn unbedingt. Darum sollten die Ferien ausgleichen und die Fähigkeit beleben, dass man auch mit anders Gebildeten natürlich und angenehm verkehren kann. Wenn Eltern und Studenten merken, dass da Schwierigkeiten sind, dürfen sie ihnen nicht feige ausweichen durch einen Ferienaufenthalt in der Ferne. Im späteren Beruf ist der junge Mensch ja sicher angewiesen auf den Verkehr mit dem gewöhn-

lichen Volke und darf sich darum nicht einkapseln in die Kreise der Gleichgebildeten. Bedächtige Zurückhaltung gegenüber allen Veranstaltungen, welche der Familie neue Opfer während der Ferien auferlegen und die Studenten aus der Familie herausführen, sollte Grundsatz der Eltern und noch mehr der Studenten sein.

Noch aus einem andern Grund! Es kommt nicht selten vor, dass Brüder und Schwestern darunter leiden, weil sie für einen „bevorzugten“ Bruder arbeiten und verzichten sollen. Sie sehen vielleicht das Studium fast für ein „Faulenzen“ an. Das stimmt natürlich nicht. Aber ein gewisses Recht hat die Anklage doch. Unbedingt ist das Studieren-dürfen eine hohe Vergünstigung; es ist an sich eine Freude, eine Gnade. Aber wie viele Studierende denken daran? Wie wenige sind davon durchdrungen! Und diese Gnade soll man dankbar gebrauchen, dieses Vorrechtes soll man sich würdig erweisen! Wie? Indem man die sittliche Kraft zeigt, auf andere Freuden zu verzichten, von den andern nicht mehr Opfer zu fordern, als unbedingt nötig ist. Diese Gesinnung wäre eigentlich das Mindeste, das man er-

warten darf. Man dürfte sogar hoffen, dass der Heimgekehrte den Angehörigen nach Möglichkeit die Güte und die Opfer vergilt, indem er die Tage daheim den andern zu „Ferien“ macht. Wäre das nicht die schönste Abspaltung, die verdienstreichste Vorbereitung auf das neue Schuljahr?

* * *

Mittelschule — Krise — Ferien!

Die vorgebrachten Theorien und Rezepte werden die Krise sicher nicht beheben. Aber sie werden die Krise in kleinen Kreisen seelisch überwinden helfen; sie werden die Last der Not etwas erleichtern. Das ist schon viel. Und die jungen Leute können sich so üben in jenem Geist und jener Gesinnung, die die Krise gründlich besiegt. Es ist der Geist Christi, die Gesinnung des barmherzigen Samaritans, der die Not des ausgeraubten, halbtoten Mitbruders sah, mithilfe, linderte. Ganz heilen konnte er ihn ja nicht; das Geraubte statte er ihm auch nicht zurück. Aber was er vermochte, leistete er und wurde vom Herrn belobt. Wenn unsere Mittelschüler das Gleiche tun, wird der Herr mit ihnen ebenso zufrieden sein.

Freiburg.

P. B. Würth.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Unsere Toten

† Elisabeth Stäheli, Arbeitslehrerin.

Am Abend des 29. April hat der göttliche Kinderfreund seine treue Nachfolgerin zu sich gerufen. Am 28. Juli 1895 wurde Elisabeth Stäheli ihren guten Eltern als Gottesgeschenk in die Wiege gelegt. Im trauten Städtchen Wil verlebte sie ihre Jugendzeit, behütet von treu besorgten Eltern und liebevollen Lehrerinnen zu St. Katharina. Mit viel Eifer bereitete sie sich an der Frauenarbeitsschule St. Gallen und im Lehrinstitut Menzingen auf den Beruf einer Arbeitslehrerin vor. Im Jahre 1923 wurde sie Arbeitslehrerin in Wuppenau. Sie wirkte daneben auch zwei Jahre

in Rickenbach. Mit Beginn der Lehrtätigkeit trat Elisabeth Stäheli auch dem Verein katholischer Lehrerinnen bei. Oft musste die liebe Kollegin unseren Versammlungen wegen Krankheit fern bleiben. Mit seltenem Lehrgeschick und grosser Berufsfreude hat Elisabeth Stähelin an den ihr anvertrauten Schulen gewirkt und rastlos auch für das Wohl ihrer Schulentlassenen gesorgt. Manches Kind verdankte der treu sorgenden Lehrerin eine Lehrstelle oder eine gute Haushaltstelle und — was unendlich mehr ist: taktvolle, klare Wegweisung in schwierigen Jungmädchenfragen.